No country for queers

In Italien ist Homophobie in den letzten Jahren sozial akzeptabel geworden

Die Europride 2011 fand unlängst in Rom statt – und verlief friedlich. Keine Selbstverständlichkeit in der Vatikan-Stadt und Hauptstadt eines Landes, das bekannt ist für seine homophoben Tendenzen. Auch wenn sich die rechtskonservativen Kräfte derzeit geschwächt zeigen, lässt das nicht unbedingt auf vermehrte Toleranz hoffen.

Miriam Ronzoni

Als die italienische Parlamentsabgeordnete Alessandra Mussolini – der Name ist dank ihrem Grossvater Benito auch Nichtitalienern wohlbekannt – am Fernsehen im März 2006 der transsexuellen Aktivistin und damaligen Kollegin Vladimir Luxuria an den Kopf schleuderte, «Faschistin» zu sein, sei immerhin «besser, als eine Schwuchtel» zu sein, war die Öffentlichkeit noch einigermassen schockiert. Die unglückliche Aussage hatte keinerlei negative Konsequenzen für ihre politische Karriere. Dass die italienische Gesellschaft als nicht besonders schwulenfreundlich gilt, überrascht vermutlich niemand. Aber in den letzten Jahren hat eine spürbare und steile Eskalation stattgefunden.

Zeichen für eine rosigere Zukunft? Impression von der Europride 2011 in Rom. DIEGO DRUDI / LUZPHOTO

Übergriffe

Im Frühling 2010 wurde in den Zeitungen fast wöchentlich von körperlichen Angriffen auf Homosexuelle in Rom berichtet. Trotzdem sprach sich Gianni Alemanno, der rechtskonservative Bürgermeister, gegen einen dem Parlament vorliegenden Anti-Homophobie-Gesetzesentwurf aus, der erschwerende Umstände für nachweislich durch Homophobie motivierte Straftaten vorsah. Alemannos Argumentation: Ein solches Gesetz habe einen «ideologischen Inhalt». Der von der demokratischen Abgeordneten Anna Paola Concia vorgeschlagene Entwurf wurde dennoch weiterdiskutiert und erreichte sogar einen parteiübergreifenden Konsens – unter anderem dank der Unterstützung durch die Ministerin für Gleichberechtigung, Mara Carfagna –, doch schliesslich lehnte ihn die Abgeordnetenkammer ab.

Nicht lange vorher war Concia, im Zentrum Roms unterwegs mit ihrer Lebensgefährtin, verbal angegriffen worden, laut ihr selbst mit den Worten: «Man sollte euch in die Gaskammer schicken.» Homophobe Vorstösse haben sogar angefangen, die Meinungsfreiheit zu gefährden. Ikea wirbt mit einer Foto von zwei Männern, die Hand in Hand in eine Filiale des Möbelgeschäfts eintreten, und dem Spruch: «Wir sind offen für alle Familien» – was der Staatssekretär Carlo Giovanardi als «verfassungswidrig» kritisiert hat, da die italienische Verfassung als Familie eine Einheit definiert, welche durch die Ehe zwischen einem Mann und einer Frau entsteht.

In Verona haben das rechtsradikale Kulturzentrum Casa Pound und die ultrakonservative katholische Gruppe Christus Rex letzten Winter eine Diskreditierungskampagne gegen den Dozenten Lorenzo Bernini geführt, der an der dortigen Universität politische Philosophie unterrichtet. Bernini, Spezialist für Michel Foucault und Judith Butler, beschäftigt sich mit «queer and gender studies». Seine Lehrveranstaltungen behandeln Themen, die an allen europäischen und amerikanischen Universitäten gelehrt werden. Christus Rex allerdings bezeichnete ihn in einer Pressemeldung nur in Anführungszeichen als «Professor» und warf ihm vor, einen «schwulen Lebensstil» zu predigen, statt sein Fach zu unterrichten. Die Pressemitteilung brachte Veroneser Bürger dazu, vom Bildungsministerium eine Inspektion der Universität zu verlangen. Christus Rex ist eine kaum bekannte rechtsextremistische Gruppe; dennoch wurde ihre Initiative nicht einfach als grotesk verworfen: Diesen April griff die konservative Tageszeitung «Libero» das Thema auf.

Der «italienische Frühling»

Deshalb war die Entscheidung, den europaweit grössten Homosexuellen-Umzug, Europride 2011, am 11. Juni ausgerechnet in Rom zu veranstalten, sowohl provokant als auch kontrovers. Rom ist der Ursprungsort der neuen homophoben Welle, aber auch das Herz der italienischen Queer-Szene. Der Klub La Muccassassina ist seit Jahrzehnten der Schwerpunkt der italienischen LGBT-Bewegung (LBGT steht für «lesbian, gay, bisexual, transsexual»), und Vladimir Luxuria, die Seele der «Muccassassina»-Abende, war 1994 nicht nur die Veranstalterin der ersten italienischen Gay Pride, sondern von 2006 bis 2008 auch die erste transsexuelle Parlamentsabgeordnete.

Die Polizei hatte Vorwarnungen hinsichtlich geplanter rechtsextremistischer Gegendemonstrationen bekommen; der Tag verlief aber überraschend friedlich. Eine Million Menschen marschierten und tanzten auf den Strassen der römischen Altstadt; zum Schluss gab Lady Gaga ein Gratiskonzert im Circo Massimo. War der erfreuliche Verlauf auch ein Zeichen des sogenannten «italienischen Frühlings», der im Mai mit den von der Mitte-Links-Koalition hoch gewonnenen Kommunalwahlen begonnen hatte und sich vorletztes Wochenende mit dem Erfolg von vier Volksabstimmungen fortgesetzt hat, deren Stossrichtung sich klar gegen das Berlusconi-Regime wandte?

Ein Linksruck der Kirche?

Vermutlich ist dem so. Dennoch gilt es Folgendes zu bedenken. Sowohl die Kampagne für die Kommunalwahlen als auch diejenige für die Volksabstimmungen konnten mit der katholischen Kirche rechnen. Bischöfe verteidigten Giuliano Pisapia, den neugewählten Bürgermeister von Mailand, gegen die Angriffe der Regierung, die ihn als Linksextremisten darstellten. Priester ermutigten die Gläubigen, zu den Volksabstimmungen zu gehen, deren Ergebnisse gemäss dem italienischen Wahlrecht erst ab einer Wahlbeteiligung von 50 Prozent gültig sind. Es war das erste Mal, dass die katholische Kirche sich so deutlich und massiv gegen die rechtskonservative Koalition mobilisierte, die das Land regiert. Und niemand bezweifelt, dass diese Intervention ausschlaggebend war. (Als sich der Vatikan 2005 gegen eine Volksabstimmung äusserte, die ein konservatives Gesetz über In-vitro-Befruchtung abschaffen wollte, blieb die Wahlbeteiligung unter 26 Prozent, obwohl das Thema die öffentliche Meinung stark beschäftigt hatte.)

Sollte sich die Kirche entscheiden – wofür es heute Anzeichen gibt –, die Mitte-Links-Koalition mehr oder weniger explizit zu unterstützen und durch ihre Unterstützung eine Wende mit herbeizuführen, gibt es gute Gründe zu befürchten, dass die Rechte von nichtverheirateten und gleichgeschlechtlichen Paaren zu einer heiklen Verhandlungsmasse werden könnten.

Miriam Ronzoni ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Kolleg-Forschergruppe «Justitia Amplificata: Erweiterte Gerechtigkeit» an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Sie hat zuletzt den Band «Social Justice, Global Dynamics» (Routledge, London 2011) mitherausgegeben.

Offene Zweierbeziehung

Hannelore Schlaffer würdigt einige Pioniere der modernen Ehe

Sabine Fröhlich · Was die Kulturwissenschaften in hundert Jahren in den Spuren entdecken werden, die das Eheleben heutiger Zeitgenossen hinterlässt, darüber lässt sich nur spekulieren: Ergiebiges Material, um frühe Formen gleichberechtigter Paarbeziehungen zu erforschen? Oder doch nur spärliche Zeugnisse der Wagnisse einiger Aussenseiter, die die Ideale von Gleichheit und Freiheit nicht nur unter Brüdern verwirklicht sehen wollten – und nicht nur im grossen Ganzen, sondern auch im Privaten und Intimen?

DAS HISTORISCHE BUCH

Hannelore Schlaffer: Die intellektuelle Ehe. Der Plan vom Leben als Paar. Hanser, München 2011. 224 S., Fr. 28.90.

«Intellektuelle Ehe»

Den Weg der wahrhaft revolutionären Idee einer gleichberechtigten Partnerschaft verfolgt die Literaturwissenschafterin Hannelore Schlaffer in einer lesenswerten Studie am Beispiel ausgewählter historischer Versuchspersonen, die sich dem Experiment der «intellektuellen Ehe» im Zeitraum zwischen 1880 und 1930 aussetzten. Erprobt wurden neue Entwürfe eines Lebens zu zweit, die mit höchsten Erwartungen gespickt waren: Gleiche intellektuelle Augenhöhe und erotische Anziehung, gemeinsame Arbeit und freie Liebe, dauerhaftes Vertrauen und temporäre Untreue sollten zusammengehen. Als «intellektuell» bezeichnet Hannelore Schlaffer die neuen Modelle, weil sie von Konzepten getragen und öffentlich, in Diskussionen, programmatischen Schriften und Romanen, zur Sprache gebracht wurden. Schon daraus folgt, dass es sich bei allen Beteiligten überwiegend um wissenschaftlich oder schriftstellerisch tätige Kopfarbeiter handelt – was die Sache nicht einfacher macht.

Für Max Weber, Professor der Nationalökonomie in Heidelberg, und die Frauenrechtlerin Marianne Schnitger führte die Abkehr vom patriarchalischen Ehemodell des 19. Jahrhunderts zu einer auf geistiger Ebenbürtigkeit beruhenden «Gefährten-Ehe» – mit unaufgelösten sexuellen Dissonanzen. Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir, das legendäre Traumpaar späterer Generationen, schloss einen «Pakt», der beiden Partnern das grösstmögliche Glück versprach, inklusive der Öffnung ihrer «amour nécessaire» für tolerierte Seitensprünge, die «amours contingents» – ein Modell, das Jahrzehnte später als «offene Zweierbeziehung» wieder auflebte. Allerdings hat der Ruhm der Pariser Denkmalsfiguren nach postumen Erkenntnissen über den Umgang mit ihren meist jüngeren Geliebten gelitten.

Bertolt Brecht schliesslich, mit Helene Weigel ab 1930 bis zu seinem Lebensende in zweiter Ehe verheiratet, integrierte seine diversen Geliebten (und Mitarbeiterinnen) kurzerhand in sein Textproduktionskollektiv, dessen Mitglieder den Luxus exklusiver Liebesbeziehungen ohnehin einer «dritten Sache», der revolutionären Arbeit, zu opfern hatten. Brechts eigene Auffassung der «intellektuellen Ehe» dürfte sich in dem Satz des Herrn Keuner ausdrücken, der auf die Frage, was er tue, wenn er einen Mensch liebe, antwortete: «Ich mache einen Entwurf von ihm [. . .] und sorge, dass er ihm ähnlich wird» – der Mensch dem Entwurf.

Nach Veränderung strebten alle an den neuen Lebensformen Beteiligten, sie waren aber, den literarischen wie historischen Quellen gemäss, oft mit Ansprüchen stärker belastet als von Liebe beflügelt. Die schmerzhaften Versuche, sich als «bürgerlich» verpönte Gefühle wie Eifersucht und Sehnsucht selbst auszutreiben, bedeuteten eine emotionale Kraftanstrengung. Da es meist die Männer waren, die die Konzepte entwarfen und – besonders im Blick auf die sexuellen Freiheiten – umstandsloser verwirklichten, hinkten die (im 19. Jahrhundert besonders in Deutschland marginalisierten) Ehefrauen häufig hinterher. Ihnen fehlte es nicht nur an Bildung und Rechten, sondern an Erfahrungen im öffentlichen Raum, an Beweglichkeit und Selbstbewusstsein. So sind die praktisch erprobten «intellektuellen Ehen», in der Wirklichkeit wie in der Literatur, immer nur so weit erfolgreich, wie sich in ihnen das Verhältnis der Geschlechter zueinander umgestaltet.

In Bewegung gekommen

Aber nicht an Erfolg oder Misserfolg sollten die Experimente gemessen werden, sondern an der Bereitschaft, ein Scheitern zu riskieren, denn sie veränderten, so Schlaffer, durch «die Korrektur, die die Idee bei solcher Verwirklichung erfuhr, die soziale Wirklichkeit». Der Anteil der Literatur, genauer: des Ehe- und Ehebruchsromans des 19. Jahrhunderts, von Friedrich Schlegels «Lucinde» bis zu Fontane, George Eliot und Tolstoi, ist dabei – als «Vorschule der Ehe» – nicht hoch genug einzuschätzen.

Der Idealfall einer «intellektuellen Ehe» findet sich schliesslich denn auch nicht nicht in real existierenden Schreibwerkstätten und Professorenhäusern, sondern im Roman eines russischen Revolutionärs. Das 1863 erschienene Kultbuch «Was tun?» von Nikolai Tschernyschewski, ein Plädoyer für eine kameradschaftliche Ehe, die auf grosse Worte verzichtet und mehr von Zärtlichkeiten als von Leidenschaften zehrt, eröffnet nach Schlaffer die Perspektive einer «intellektuellen Ehe» auch jenen, «die keine Übung in grossen Gefühlen haben, weil das praktische Leben ihre ganze Aufmerksamkeit beansprucht».

Wem es bei so viel Harmonie unbehaglich wird, der kann sich mit einem Blick auf die Gegenwart der modernen Ehe schnell wieder beruhigen. Zwar sind heute viele Wünsche der frühen Reformer zumindest rechtlich durchgesetzt, aber mehr als die Hälfte der Ehen wird wieder geschieden. Die einst versteinerten Verhältnisse sind in Bewegung gekommen, die Dokumente zeugen aber mehr von gescheiterten als von gelungenen Experimenten – es bleibt also spannend.

IN KÜRZE

Geteilter Petrarca-Preis

(dpa) · Die beiden Schriftsteller John Burnside und Florjan Lipuš bekommen den mit 20 000 Euro dotierten Petrarca-Preis. Sie werden «für ihre herausragenden und bedeutsamen Werke» ausgezeichnet, wie die Hubert-Burda-Stiftung mitteilte. Die Juroren um Peter Handke und Michael Krüger hätten sich einstimmig für die beiden Autoren entschieden, die sich das Preisgeld teilen müssen. Der Schotte Burnside macht derzeit mit dem Buch «Lügen über meinen Vater» auf sich aufmerksam. Der Slowene Lipuš wird für sein Romanwerk geehrt, das er in Kärnten geschrieben hat.

Glarean-Preis für Musikforschung

(sda) · Die Schweizerische Musikforschende Gesellschaft (SMG) zeichnet Karol Berger, Professor an der US-Universität Stanford, mit dem Glarean-Preis für Musikforschung aus. Der Preis ist mit 10 000 Franken dotiert. Zu den Forschungsschwerpunkten des gebürtigen Polen Berger gehört unter anderem die Musikgeschichte des deutschsprachigen Raums im 18. und 19. Jahrhundert, ausserdem forscht er zur Geschichte der Musikästhetik und -theorie. Die Preisverleihung findet am 22. November in der Musikabteilung der Zentralbibliothek Zürich statt. Der Glarean-Preis wird alle zwei Jahre vergeben; finanziert wird er aus einem Legat der Basler Musikhistorikerin Marta Walter (1896 bis 1961) an die SMG.

Heidelberger Ehrendoktorinnen

(pd) · Je eine herausragende Repräsentantin der Gegenwartsliteratur und der Kulturvermittlung ist am 21. Juni mit der Würde eines Doktors honoris causa der Heidelberger neuphilologischen Fakultät ausgezeichnet worden: Mit der Dichterin Ulla Hahn würdigte die Fakultät eine der wichtigsten zeitgenössischen deutschen Lyrikerinnen, die sich auch als Literaturinterpretin einen Namen gemacht hat. Die Verlegerin Inge Schoenthal Feltrinelli wurde aufgrund ihrer Verdienste um die europäische Kultur, vor allem als Vermittlerin deutscher Gegenwartsliteratur in Italien, geehrt.